Bei einer Armee-Waffensammelstelle.

Von **Karl Rosner.**

Bei einem Gange durch neugewonnene Gräben auf den Höhen westlich der großen Straße Arras—Lens hatte ich die Freude, den Major E. . . . kennen zu lernen. Zwei Tage vor unserem Besuche waren die ausgedehnten Stellungen, die jetzt hier unsere erste Linie bildeten, von unseren stürmenden Truppen den Franzosen entrissen worden. Seiner freundlichen Einladung habe ich es zu danken, daß ich wenige Tage später unter seiner liebenswürdigen Führung Einblick in das gesamte Waffensammelwesen einer Armee nehmen durfte, daß ich sehen konnte, wie eine bis ins kleinste gehende Organisation auch auf diesem wichtigen Verwaltungsgebiete dazu gelangt, daß nichts, was irgendwelche Werte noch in sich schließt, verloren geht, daß selbst das scheinbar Wertlose wieder zu neuer Verwendung im Dienste des Krieges gelangt.

Die Waffensammelstelle jener Armee, von der ich spreche, ist in X. . . . Was immer also, sei es an Beutewaffen, sei es an eigenen, unbrauchbar gewordenen Waffenstücken von der ausgedehnten Front der Armee zurückfließt, flutet hier zusammen. Dazu kommt noch die gesamte Waffen- und Munitionsausrüstung jener eigenen Mannschaften, die krank oder verwundet in unsere Lazarette gehen und vorher diese Stücke abzuliefern haben. Diese Zurückleitung aller an der Front eingebrachten oder entbehrlich gewordenen Waffenstücke ist natürlich sorgfältig bis in die kleinste Truppenformation hinein geregelt. Schon der einzelne Mann in der Stellung beteiligt sich an ihr. Er hat Befehl, etwaige Beutestücke bei seiner Ablösung zur Kompagnie oder Bataillonsstelle mit sich zurückzunehmen, und er tut dies um so lieber, da er für jedes Beutegewehr, das er zur Ablieferung bringt, eine kleine Sonderbelohnung erhält. Diese bescheidene Prämie soll ihn anspornen, verwendbare Feindeswaffen auch dann zu bergen, wenn diese Bergung mit Gefahren und Anstrengungen verknüpft ist. Und gerade nach den Kampfhandlungen des Stellungskrieges ist dieses beinahe immer der Fall: Wir haben gestürmt und haben einen fremden Graben, auf den unsere Geschütze vorher vielleicht durch Stunden eingehämmert haben, an uns gerissen und besetzt. Wo sind nun die Beutewaffen? Soweit sie nicht den Gefangenen, die ihre Gewehre aber meist schon vor ihrer Festnahme weggeworfen haben, abgenommen werden, sind sie verstreut, unter den aufgewühlten Erdmassen verschüttet. Wenn die Verwundeten verbunden, die Gefallenen geborgen sind, wenn das neugewonnene Stück gesichert und befestigt ist, wird auch an Waffen eingesammelt, was zunächst erreichbar ist. Wenn das Glück günstig ist, gelingt es vielleicht das und jenes Maschinengewehr ohne weiteres von seiner Front nach Osten wegzukehren und es nach Westen hinzuwenden. Oft genug aber sind auch die Maschinengewehre und Minenwerfer unter eingeschmissenen Grabenwänden und zerschmetterten Ständen begraben. Dann muß auch ihre Bergung späteren Tagen vorbehalten werden. Ein Beispiel dafür fand sich erst vor Kurzem. Da hieß es in bezug auf den Grabenabschnitt bei Ober-Sept: „Bei den Aufräumungsarbeiten in der neuen Stellung bei Ober-Sept wurden noch acht französische Minenwerfer gefunden." Aber auch im Verlaufe dieser notwendigen Aufräumungsarbeiten werden noch keineswegs alle Waffenstücke gefunden und in Sicherheit gebracht. Viele Gewehre sind auch nach der völligen Neuausrüstung des gewonnenen Grabens noch an solchen Stellen des lehmigen Bodens verborgen und begraben, deren Umschichtung aus Befestigungsgründen nicht nötig war, ebenso liegen weitere Waffen noch vor den Gräben in den Drahtverhauen oder zwischen der einstigen und der neuen ersten Stellungen. Für das freiwillige Suchen nach solchen verschütteten Waffen und für die gefahrvolle Einbringung aus den oft nur nachts von Patrouillen begehbaren Stellen außerhalb der Gräben soll die erwähnte kleine Prämie eine Belohnung sein.

Aber nicht nur die erbeuteten Maschinengewehre, Gewehre und Seitengewehre werden zurückgebracht, auch alle anderen Ausrüstungsstücke und Munitionsteile gehen den gleichen Weg. Die Frage, ob die Stücke in gutem, verwendungsfähigem Zustand, oder ob sie zerbrochen und verrostet sind, spielt zunächst keine Rolle. Bis auf die Messinghülsen abgeschossener Patronen erstreckt sich diese Sammelsorgfalt, und man kann immer wieder in unseren ersten Stellungen bei den Ständen der besetzenden Mannschaften kleine Kisten stehen sehen, in die sie diese verbrauchten Hülsen werfen. Sie werden, soweit sie sonst tadellos sind, später gereinigt, mit neuem Zünder versehen und zu neuer Munition gefüllt oder eingeschmolzen und so völlig neu gestaltet. Aber nichts — nichts kommt um!

Aus den Sammelstellen der Bataillone gehen die eingebrachten Waffen den festgefügten militärischen Instanzenweg ins Land zurück. Sie treffen sich mit dem Rückfluß der anderen Bataillone bei der Sammelstelle des Regiments und mit der Beute anderer Regimenter bei der Division. Die Division aber schickt diesen ganzen Segen dem Korps, und dieses gibt ihn in eigenen Wagen und Kolonnen oder in geschlossenen Waggons der Waffensammelstelle der Armee weiter.

Was so, zunächst nur völlig allgemein nach Waffengattungen geordnet, hier in den Werkstätten und Magazinen einläuft, würde dem Laien als zum großen Teil völlig wertlos geworden erscheinen. Hunderte und Tausende von Gewehren aller nur denkbaren Systeme der letzten fünfzig Jahre — zum Teil in einem Zustand, der kaum noch die Konstruktion erkennen läßt. Von dicken Lehmklumpen umschlossen und verstopft sind die einen, von wahren Rostmänteln verhüllt oder zerschossen und zerbrochen die anderen. Waffen, die Wochen und Monate im Boden vergraben gelegen haben, sind darunter und andere, die im Schnee, in Wasserlöchern und Granattrichtern gefunden wurden. Die Waffenmeister und Unteroffiziere der Waffensammelstelle sind über Waffen, die in solch erbärmlicher Verfassung eingeliefert werden, nicht erstaunt, sie wissen, daß die Stücke in kürzester Zeit ebenso blank und sauber und wieder verwendungsfähig sein werden wie die zahllosen anderen Gewehre, die in den langen Waffensälen in den hoch reichenden Regalen dicht gereiht stehen. Alles, was bei der Waffensammelstelle an Waffen einläuft, wird zunächst von den zu diesem Dienst kommandierten Soldaten sorgfältig gereinigt. Bürste und Putzmittel, Schmirgelpapier und Fett tun in den Händen der geübten Leute bald Wunder. Sorgfältig wird bei dieser Reinigung jedes Gewehr zerlegt, jeder einzelne Bestandteil überprüft. Zwei große Gruppen kommen zustande: Waffen, die ohne weiteres wieder „felddienstfähig" sind, und solche, an denen einzelne Teile ersetzt werden müssen, weil Kriegsverletzungen oder Unfälle sie zunächst unbrauchbar machten. Der Möglichkeiten solcher Kriegsverletzungen ist Legion — aber das Wort „unheilbar" wird in den Reparaturwerkstätten, in die diese zweite Gruppe nun wandert, kaum jemals ausgesprochen. Wo einzelne Konstruktionsteile von Geschossen getroffen und zersplittert wurden, werden Ersatzteile eingefügt, wo der Kolben oder Schaft durch Schüsse durchlöchert sind, wird aus dem abgebrochenen Schaft eines anderen Gewehres ein Stück geschnitten und an Stelle der zerschossenen Teile eingepaßt — aus drei scheinbar zu nichts mehr nützenden Gewehrresten wird unter den geschickten und erfahrenen Händen der Schlosser eine vierte tadellose Waffe, in der sich die überlebenden Reste der drei Invaliden zu einem neuen Haufen finden. Verrostete, gekrümmte und zerbrochene Seitengewehre werden wieder blank und scharf und schlank — und keines dieser Stücke geht in die Magazine, ehe es nicht gründlich durchgeprobt und auf seine Verläßlichkeit geprüft wurde.

In den Depots werden die gebrauchsfertigen Waffen dann genau geordnet und nach ihrem Typ geschieden. Solcher Typen sind allein für die Gewehre viele Dutzende vorhanden, und es war für mich von ganz besonderem Interesse, als mir der liebenswürdige Chef der Waffensammelstelle, Herr Major E., diese verschiedenartigen Stücke in ihrem Wesen auf Grund einer kleinen „Mustersammlung" erklärte. In dieser aus etwa 30 oder 40 Gewehren bestehenden Sammlung ist jedes Modell von dem bisher irgendwelche Vertreter eingeliefert wurden, in einem Stück aufbewahrt. Und diese Sammlung ist ein Spiegelbild des ganzen ungeheuren Krieges. Denn wenn die hier aufgereihten Waffen auch nur in dem Bereich einer einzigen Armee an der Westfront gefunden wurden, so umfaßt die Sammlung zugleich das Rüstzeug beinahe aller im Kampfe stehenden Völker. Nicht nur französische Gewehre aller Typen, die seit etwa 1860 im französischen Heere Geltung hatten, wurden den Franzosen abgenommen — auch einzelne deutsche Gewehre, die noch aus dem Kriege des Jahres 1870—71 stammten, fand man ihnen, ebenso wie italienische Waffen oder russische Gewehre, die recht verschlungene Vergangenheiten durchwandert haben mögen, ehe sie in die Hände der Franzosen und dann als Beutestücke in unsere Magazine kamen. Ein moderner österreichischer Karabiner lehnt da in dem Gestell, auch er wurde in einem französischen Graben gefunden. Spricht er nicht von der heimlichen Tragödie eines Oesterreichers von einer Mörserbatterie, der irgendwo einer Franzosenkugel zum Opfer fiel, ehe die kurze gute Waffe zu unseren Feinden gelangen konnte? Aber vielfältiger noch als die Zahl der verschiedenartigen Beutestücke aus Frankreich ist jene der

Waffen aus englischer Hand.

Und von ihnen werden auch die schlimmsten Greuel englischer Kriegführung, die stets die Worte des Völkerrechtes im Munde und Verbrecherwaffen in Händen führte, wiederum offenbar!

Major von E. greift vor nach einem englischen Gewehr und zeigt mir einen aus der Konstruktion nicht recht verständlichen kurzen, zangenartigen Ansatz, der an dem Schlosse sitzt. Der Ansatz ist ein Spitzenbrecher. Die Spitze der Patrone, die bisher ein ehrliches Geschoß gewesen ist, wird dagegengeklemmt — ein kurzer Ruck — und das Dum-Dum-Geschoß ist fertig. In Massen hat England diese Gewehre, von denen jedes ein Schandmal englischen Wesens ist, seinen Soldaten gegeben, und ganze Kisten voll fertiger Dum-Dum-Patronen haben unsere Leute in eroberten englischen Stellungen gefunden und hierher, an die Waffensammelstelle abgeliefert. — Auch die Waffen der britischen Hilfstruppen, die kurzen, karabinerartigen Gewehre der Kanadier, die leichten Gewehre der Australier und die Büchsen der von Mutter Natur mit allen dunklen Farbenreizen ausgestatteten Engländer sind hier zu sehen. —

Aus den sorgfältig überprüften Beständen der Magazine an deutschen Gewehren, Seitengewehren und Munitionen werden zunächst alle jene deutschen Soldaten ausgerüstet, die aus den Lazaretten der Armee als wieder felddienstfähig an die Front zurück entlassen werden. Ein weiterer Teil dieser deutschen gebrauchsfertigen Stücke bleibt als Reserve zur Verfügung der Armee und könnte über die besonderen Reserven jedes Regimentes hinaus jeden Augenblick herangezogen werden, wenn aus irgendwelchen unvorhergesehenen Gründen da oder dort Bedarf eintreten sollte. Alle über diese Zahl vorhandenen deutschen Waffen sowie alle Beutegewehre gehen in regelmäßigen Rücktransporten nach bestimmten Waffenplätzen der Heimat ab.

Anders steht es mit den eroberten Maschinengewehren — die gehen meist sogleich nach ihrer Instandsetzung wieder an die Front und an die Arbeit. Nur daß sie eben inzwischen ihre Herren wechselten! Herr Major E. hat mich auch in die große Reparaturwerkstätte geführt, in der die zerschossenen oder sonst wie verletzten Maschinengewehre ihrer Genesung entgegengehen. Sie war stark „belegt", denn unsere Leute in den Gräben waren fleißig gewesen in den jüngsten Wochen, und auch manches englische Flugzeug war abgeschossen worden und hat uns seine Maschinengewehre gelassen. Ein junger sächsischer Waffenmeister, der ein genialer Künstler auf seinem Arbeitsfeld ist, steht dieser Werkstatt vor. Für ihn gibt es kein Geheimnis der Konstruktion, so vielfältig und verwickelt die Mechanismen der kranken Stücke auch sein mögen, die ihm eingeliefert werden. Da sind mit einem französischen Flugzeuge zwei Maschinengewehre niedergekommen — aus einer Riesenhöhe kamen sie, und keiner dachte, daß aus dem Splitterwerk noch viel zu retten sei — keiner, bis auf den jungen Sachsen. Heute stehen sie beide in deutschem Dienste gegen Frankreich. Ein paar andere Stücke zeigt er mir; es sind „Amerikaner" und den Engländern abgenommen. Große vorzüglich gearbeitete Lederkoffer, in denen die Rundtrommeln mit den Patronen verwahrt sind, liegen daneben. Seine gepflegten, schlanken Hände streicheln beinahe zärtlich über die Gewehre: da war eines, das hat ihm viel Sorgen gemacht — ein Stück der eigenartigen Konstruktion fehlte völlig, und so lag es lange krank — bis er dann eines Tages den Kniff herauskriegt, und alles Fehlende ersetzen konnte. Jetzt ist es fix und fertig, und morgen schon soll es im Festungsgraben eingeschossen werden. Dann aber soll es schleunigst vor und in die Stellung — „denn unsere Leute schießen mit diesen „Amerikanern" besonders gern!"

Französische Streiflichter.

Von **A. G. W.**

Paris, die Stadt der größten patriotischen Begeisterung und des schmachvollsten Verrates, die Stätte der größten Trauer und der ausschweifenden Belustigungen degenerierter Abenteurer, hatte nun wieder einmal ihren Skandal gehabt. Die großangelegte Militär-Befreiungsfirma Lombard, Laborde, Garfunkel und Genossen ist aufgelöst worden. Vor dem dritten Kriegsgerichte der Festung Paris, unter dem Vorsitze des Oberstleutnants Favart, hat am 30. März d. J. der Prozeß gegen siebenundvierzig Angeklagte begonnen, die an dem sich z. Z. in Frankreich besonders lohnendem Militär-Befreiungsgeschäfte beteiligt waren. Die Angeklagten gehörten zu jener Kategorie von Franzosen, die der „ökonomistischen" Geschichtsauffassung huldigten, sie glaubten — wie die anderen Franzosen — an „gloire", wollten aber nicht für diesen Begriff selbst sterben, sondern ihre weniger bemittelten Landsleute sterben lassen.

Zum Prozeß waren einhundert und zwanzig Zeugen geladen, wobei natürlich sowohl dem Ankläger wie der Verteidigung anheim gegeben war, noch weitere Zeugen zu rufen. Zeitgenössische Geschichtskritiker waren der Ansicht, daß dieser Prozeß ein schlagendes Interesse (intérêt palpitant) erwecken dürfte.

Zu den vornehmeren Angeklagten gehörte als Protagonist dieser Affaire ein Mr. Pierrou, Sekretär des Generalstabes, dessen Aufgabe darin bestand, die Unterschriften der Militär-Chefärzte zu fälschen, ferner der Stabsarzt 1. Klasse und Ritter der Legion d'Honneur Laborde, der Chefarzt mehrerer Militär-Spitäler Lombard, der ehemalige Stadtrat Dubosq und der Lebenskünstler Itzig Garfunkel. Die anderen Angeklagten waren kleine Geschäftsleute, Kaffeehausbesitzer, Restaurateure etc., viele trugen das Soldatenkleid.

Die vom Kapitän Bouchardon verfaßte Anklage war von kolossaler Dimension, 200 Bogen stark. Sie war zu dem Zweck erhoben worden, um zu beweisen, daß in Paris seit Kriegsbeginn eine Reihe von Spitälern gegründet worden sind, in denen gesunde, auf Urlaub weilende Soldaten für Geld und gute Worte liebevolle Aufnahme fanden und so lange behandelt wurden, bis sie ihre Enthebung vom Waffendienste erwirkt hatten.

Der Leiter dieser Unternehmung war der erwähnte Chefarzt der Militär-Krankenhäuser No. 27 und 38, Monsieur Lombard, der zwar kein Arzt ist, dafür aber viel Fantasie und Unternehmungslust hat.

Das „Echo de Paris" charakterisiert einige der Angeklagten:

„Dr. Lombard, ein halbgebildeter Mensch, war Krankenwärter in einem Pariser Spital. Er heiratete eine Witwe, die Geld hatte, gründete mit ihrem Gelde eine „Hochschule" und verkaufte sodann Diplome. Diese seine Hochschule machte ihn selbst zum Arzt. Er wurde sodann Stadtrat, hatte großen politischen Einfluß und als der Krieg ausbrach, wurde er, obwohl er von der Medizin nichts versteht, aber Dank seinen Beziehungen, Chefarzt der Hospitäler 27 und 38 in Paris. Die eigentliche ärztliche Tätigkeit besorgte für ihn sein getreuer Freund und Assistent Dr. Laborde, der schon mit 37 Jahren , auf Empfehlung seiner politischen Freunde, das Kreuz der Ehrenlegion erzielt."

„Itzig Garfunkel ist in Rußland geboren, 37 Jahre alt, war vor zehn Jahren in Caen wegen eines Einbruchdiebstahles zu 4½ Jahren Zwangsarbeit abgeurteilt, später begnadigt, aber mittels Gerichtsdekretes aus Frankreich ausgewiesen. Infolge seiner politischen Beziehungen durfte Garfunkel indessen nicht nur in Frankreich bleiben, sondern er wurde sogar zum Polizei-Inspektor ernannt. Von der „Lombard-Hochschule" erhielt er hierauf das Diplom eines Chemikers und wurde später von der Akademie mit der „Palme academique" dekoriert.

Monsieur Dubosq war Kassierer im „Belle Jardinière", war früher ebenfalls Stadtrat, hatte politischen Einfluß und war zuletzt der vertraute Sekretär Lombards. Es handelte sich daher, soviel als möglich Soldaten vom Dienste zu befreien, die zu zahlen in der Lage waren. Die Preise für Krankheitsbescheinigungen variierten von 200 bis 15,000 Franken.

Lombard, der wegen einer „diplomatischen Krankheit" vor seinen Richtern nicht erscheinen konnte oder wollte, machte vor dem Untersuchungsrichter nachstehende Aussagen:

„Ich habe Gelder von verschiedenen Leuten erhalten, für Hilfe, deren bedauerlichen Charkter ich erst jetzt einsehe. Ich habe keine Buchhaltung geführt. Sollte ich aber geirrt haben, so bitte ich, als Strafe, mich als Krankenwächter in die Kriegszone zu schicken." —

Monsieur Dubosq aber führte peinlich genaue Buchhaltung und leider waren es seine genauen Aufzeichnungen, welche die segensreiche Wirksamkeit dieser Herren störte.

Da an der Verteidigung mehr als dreißig Advokaten teilnahmen, die mehrere tausend Anträge stellten, dauerte die Verhandlung mehrere Wochen und endete mit der Verurteilung von dreiundvierzig der Angeklagten.

Garfunkel führte den Spitälern „Kranke" zu. Wie lohnend dieses Geschäft war, ist daraus zu schließen, daß alle Hauptangeklagten: Lombard, Laborde, Garfunkel und Dubosq eigene Automobile hatten, gut lebten und schöne Frauen unterhielten. Ob diese Spitäler auch von den amerikanischen Hilfskomitees subventioniert waren, wurde gerichtlich nicht ermittelt.

Ein anderes Kriegsgericht machte dagegen mit dem Geschäftsagenten Alphonse Denis aus Saint-Maur-les-Fossés kurzen Prozeß. Denis war von amtswegen damit betraut, die wirtschaftlichen Verhältnisse der Frauen und Kinder mobilisierter Reservisten zu untersuchen. Anläßlich solcher Untersuchungen belästigte er vielfach diese Soldatenfrauen, zwang sie, mit ihm unmoralisch zu verkehren, vergriff sich auch angeblich an Kindern und wurde dafür zu einem Monat Arrest und fünf Franc Geldstrafe verurteilt.

* * *

An diese braven Franzosen hat der amerikanische Professor der Philosophie J. Mark Baldwin, der als Passagier auf dem Dampfer „Sussex" üble Erfahrungen machen mußte und der an den Präsidenten Wilson einen so feierlichen Protest gerichtet hatte, unter seiner eigenen Unterschrift nachstehende Proklamation erlassen:

„Es fällt mir eigentlich recht schwer, unter den gegenwärtigen Umständen meine Gedanken von dem furchtbaren Ereignisse abzuwenden, dem meine unschuldige Familie zum Opfer fiel, aber ich kann es mir doch nicht nehmen, an das edle französische Volk, dem ich so viel schulde und auf das ich vertrauensvoll meine Hoffnungen stütze, einige Worte zu richten. Was ich Ihnen zunächst sagen möchte, wäre, daß Eure britischen Alliierten Euch mehr verstehen und bewundern als je. Ich kam anfangs März nach England, war zwei Wochen in London und Oxford und hatte Gelegenheit, mich mit Leuten aller Stände zu unterhalten. Ueberall fand ich dieselbe grenzenlose Bewunderung für die französische Armee und ihre Generäle und die großartig ruhige Haltung der französischen Bevölkerung. Insbesondere haben auf mich großen Eindruck gemacht die Worte, die Lord Bryce der französischen Generalität spendete. Sir Gilbert Parker sprach mir von der „heiligen Einigkeit" der Franzosen und alle fragten: „wie die französische Nation solche brillante Resultate erzielen konnte?"

Ihr Franzosen, Ihr möget wissen, daß Ihr jenseits des Kanals aufmerksam beobachtet werdet. Ihr werdet bewundert und geliebt und der gemeinsame Geist der Moral beseelt die alliierten Armeen. Wisset, daß die Engländer diese elementare Macht der geistigen Solidarität anerkennen und in diesem moralischen Geist eine Garantie für den Sieg erblicken.

„Franzosen! Bleibet immer dieselben! Dies sind die Worte, welche die Engländer Euch zurufen."

Und in diesem Tone fährt der amerikanische Professor, J. Mark Baldwin, fort, die Franzosen zu versichern, wie seine Landsleute ebenfalls nur die höchste Bewunderung und Liebe für sie hegen und pflegen und wie sehr Amerika wünscht und hofft, sich dem edlen französischen Volke im Kriege gegen die Barbaren anzuschließen.

Wunderbare Charakterstudien des deutschen Kaisers und des Königs von Bulgarien leistete sich der berühmte französische Schriftsteller Pierre Loti im „Figaro" vom 7. April. Einige Proben:

„Es gibt verfluchte Gestalten, die — wenn sie älter werden — alle Grausamkeiten und die finstere Nacht, die auf dem Grunde ihrer Seele geschlummert hatten, von sich wiedergeben. Die Züge dieser Gestalten sind nicht immer gerade gemein, sie haben aber dennoch etwas in diesen Zügen, das viel schlimmer ist als Häßlichkeit, so daß man sie unmöglich anblicken kann. So ist ihr Kaiser, dessen böses Bildnis Sie in den Zeitungen sehen, Sie schon beim ersten Anblick erstarren macht. Oh! Dieses Natterauge, das im Hinterhalte einen schlaffen Augapfel schützt, sein verschmitztes, von innerer Verworfenheit zeugendes Lächeln; seine gründliche Heuchelei, krankhafte Brutalität und kalte Grausamkeit; von dem hochmütigen Gesichte, vor dem sich ein Karbatsche selbst peitschen würde, schon gar nicht zu sprechen! Ich habe eins in einem alten Tempel in Japan ein Schreckbild gesehen, das als ein Meisterwerk seiner Art ansehen war und das man, sorgsam verschleiert, in einem schwer beschlagenen Koffer aufbewahrte. (Man kennt wohl die Verehrung der Japaner für alles Schreckliche und die Meisterschaft ihrer Künstler in allem was grausam ist). Dieses Schreckenbild war eine menschliche Maske von vielmehr regulären und feinen Zügen, aber wenn man das Bild näher betrachtet hätte, konnte man erst den grausamen, brutalen und erstorbenen Ausdruck dieser Maske erkennen; ein Ausdruck, welcher deutlich sagt: „Ich habe es schon lange vorgehabt mit dir abzurechnen und nun bist du da!" Und wer schauen kann, würde in dieser Gestalt des Kaisers jene grausame Maske, die ich in Japan gesehen habe, erkennen, diese furchtbare Gestalt, die etwas im Schilde führte, das viel grausamer ist als die alten Verbrechen barbarischer Zeiten. Zur dringenden Rettung der Menschheit müßte man ihn töten!

„Hätte aber jemand noch vor kurzem wetten können, daß es eine noch abscheulichere Figur, als die des deutschen Kaisers, auf der Welt gibt? Wer gewettet hätte, hätte auch die Wette gewonnen. Eine viel abscheulichere Gestalt als die des Kaisers ist Ferdinand der Koburger.

„Dieser Gorgonenkopf, dessen Antlitz das Stigma des Betruges und des Verbrechens trägt, dessen Blick, schon vor fünfundzwanzig Jahren meine Nerven erstarrte, hatte er nicht auf der feigsten Weise private Morde begangen und begehen lassen? (Panitza, Stambulof!) und dann dem Heuchler, der ihn zu entlarven drohte, die beiden Hände abhauen lassen? Als man unlängst allgemein gehofft hatte, daß dieses Scheusal und großer Komplize bald an dem ererbten bösen Blute sterben würde, kniete er in einer Reihe mit den Deutschen nieder und betete einen falschen Gott an, um ihn gesunden zu lassen. Ein Monstrum betete so für das andere."

* * *

Während die französische Presse noch immer und überall bestrebt ist, die Deutschen und Oesterreicher als die alleinigen und ausschließlichen Vertreter eines jeden Lasters, im Gegensatze zur eigenen Tugend, hinzustellen, während diese Presse tagtäglich ihren Lesern erzählt, daß Gier, Habsucht, Gaumenlust, Unkeuschheit, Trägheit, Neid, Lüge und Meineid spezifisch deutsche Eigenschaften sind, daß eine jede deutsche Frau nach dem Kuhstall riecht und die Sklavin des barbarischen Mannes sei, tut es einem doch wohl, in denselben französischen Zeitungen nachstehendes Schreiben einer deutschen „Baronin" abgedruckt zu sehen:

„Madame Driant, geb. Boulanger,
Chasseurs à pied 57/59 France.
Wiesbaden, den 16. März 1916.

Mein Sohn, der als Artillerie-Leutnant im Kampfe Ihrem Herrn Gemahl gegenüber stand, bat mich, Ihnen zu schreiben und Sie zu versichern, daß Monsieur Driant mit allen Ehren und Fürsorge bestattet worden ist und daß seine feindlichen Kameraden ihm eine schöne Ruhestätte bereitet und geschmückt haben. Ich beeile mich, Ihnen zu jenem meines Sohnes auch mein tiefstes Beileid auszusprechen. Mein Sohn läßt Ihnen sagen, daß man bei Monsieur Driant ein aus drei Herzen geformtes Medaillon, das er um den Hals trug, gefunden hat. Dies steht zu Ihrer Verfügung. Wenn Sie es wünschen, würde ich es Ihnen durch Vermittlung der Baronin Glütz-Ruchte in Soleure, die die Güte haben wird, Ihnen diese Zeilen zuzustellen, zukommen lassen. Auf einem an der Kette angebrachten ovalenen Plättchen ist folgendes eingraviert: „Zum Andenken an die erste Communion der Marie-Thérèse, 14. Juni 1902."

„Monsieur Driant wurde dicht neben dem Grabe des Kommandanten Etienne Renouard, vom selben Bataillon 56/59 der Jäger zu Fuß, am Saume der Waldung Caures, zwischen Beaumont und Flabas, begraben. Sein Grab wird in einer Weise gepflegt werden, daß Sie es in den kommenden Friedenstagen finden werden.

„Empfangen Sie, gnädige Frau, die Versicherung meiner vorzüglichen Hochachtung. Baronin Schrotter."

Monsieur Driant war nicht nur Offizier, sondern auch Politiker. Als Mitglied der französischen Kammer hat er sich häufig durch seinen unversöhnlichen Haß gegen Deutschland, durch seinen großen Chauvinismus sehr bemerkbar gemacht. Tagelang zitterte die politische Welt Frankreichs um sein Geschick, als man nach den zahlreichen Schlachten um Verdun zur Einsicht kam, daß Frankreich geschlagen sei.

Eine Zeitung für Montenegro. Aus dem Kriegspressequartier wird gemeldet: In Cettinje wird in den nächsten Tagen eine Zeitung erscheinen, deren Zweck einerseits die Unterrichtung der Bevölkerung Montenegros über die tatsächlichen Verhältnisse auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen und ihre allmähliche Aufklärung über die Einrichtungen in Oesterreich und Ungarn, wie auch in den besetzten Gebieten, anderseits eine Unterweisung über die Verhältnisse in Montenegro sein soll. Gleichzeitig hätte dieses Blatt einen autodidaktischen Behelf für die Erlernung der lateinischen Druckschrift, die im Lande noch wenig bekannt ist, zu bilden. Chefredakteur der Zeitung ist Dr. Georg Kumicic. Die Zeitung wird in kroatischer Sprache zunächst zweispaltig, in der einen Spalte in lateinischen, in der anderen in kyrillischen Lettern gedruckt. Nach sechs Monaten wird der Druck nur mehr in lateinischen Buchstaben erfolgen. Die Zeitung nimmt auch Anzeigen auf.

— Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts gab es keine Frachtschiffe von mehr als 300 Tonnen.

— Unser Wort Champignon bedeutet im Französischen jeden Pilz, auch die Schimmelpilze.

— Grönland zahlte früher auch einen Peterspfennig, und zwar in Walroßzähnen.

Erlebnisse in britischer Gefangenschaft.

In dem nachstehenden Briefe, der den „Kieler Neuesten Nachrichten" entnommen ist, schildert ein Deckoffizier, der als einer der ersten mit gegen England zog, die Fahrt und den ruhmreichen Untergang des Minendampfers „Königin Luise", durch deren Minen bekanntlich u. a. der britische Kreuzer „Amphion" vernichtet wurde, sowie seine Erlebnisse in britischer Gefangenschaft, in die er als Schwerverwundeter geraten war.

Kiel, 24. Februar. Teile Euch mit, daß ich aus dem Festungslazarett Kiel-Wik entlassen worden bin. Wie Ihr ja erfahren habt, zog ich mit als Erster gegen England. Kurz nach der englischen Kriegserklärung am 4. August 1914 dampften wir mit dem schmucken Dampfer „Königin Louise" nach der britischen Küste. Die See war ruhig und der Mond lauschte zeitweise aus den Wolken hervor. Wir fuhren abgeblendet. Während unserer Nachtfahrt begegneten wir einem größeren Kriegsschiff und einem Torpedoboot. Ob es Freund oder Feind war, konnten wir nicht ausmachen. Später drehte das Torpedoboot ab und ließ uns zufrieden. Am nächsten Vormittag, dem 5. August 1914, wurden wir vor der Themsemündung, nachdem wir unsere Minen gelegt hatten, von feindlichen Streitkräften angegriffen. Trotz der starken Uebermacht nahmen wir den Todeskampf auf, bis unser stolzes Schiff mit wehenden Kriegsflaggen an beiden Masten in die Tiefe sank.

Kommandant unseres Schiffes war Korvettenkapitän Biermann, der auch als Verwundeter in englische Gefangenschaft kam. Ich wurde auf der Backbordseite der Kommandobrücke mit Zivilkapitän Füllser schwer verwundet. Nach meiner Verwundung verlor ich sofort das Augenlicht und hatte große Schmerzen am Kopfe. Ich rief dem Kommandanten zu, er möchte mich doch von meinen Schmerzen erlösen, mich erschießen. Nach kurzer Zeit wurde es sehr heiß unter meinem Körper, da scheinbar die Brücke brannte. Das Schiff lag stark nach Backbord über, und ich raffte all meine Kräfte zusammen und warf mich über Bord, mit der Absicht, zu ertrinken, wurde aber von den Engländern aufgefischt. Ueber meine Rettung weiß ich nichts zu berichten. Nach Aussagen der Krankenschwestern wurde ich am 6. August besinnungslos in das Marinehospital zu Harwich eingeliefert. Dort soll ich noch 36 Stunden ohne Besinnung gelegen haben. Am 21. August wurde mir das linke Auge durch Operation entfernt. Im ganzen hatte ich an meinem Körper 70 Wunden. Mein tägliches Verbinden dauerte 3 bis 4 Stunden, vor Schwäche bin ich dabei oft eingeschlafen. Allmählich kam die Seekraft des rechten Auges zurück. Einst besuchte mich ein englischer Seeoffizier von dem Torpedobootszerstörer „Landrail", der mich gerettet hatte. Er fragte mich, warum wir den aussichtslosen Kampf aufnahmen. Ich erwiderte, daß ein deutscher Soldat sich nicht freiwillig ergibt. Darauf schüttelte er den Kopf. Er war nur gekommen, um von mir die Zahl der von uns ausgelegten Minen zu erfahren. Ich sagte ihm, daß sämtliche Minen unter einem Bezug waren, und ich nicht bei dem Minenlegen, sondern bei der Navigation beschäftigt gewesen sei. Er wünschte mir gute Besserung und verschwand.

In Harwich wurden am 29. August auch die Verwundeten von S. M. S. „Mainz" eingeliefert. Später kamen noch englische Seeleute, die von den Schiffen waren, die Kapitänleutnant Weddigen torpediert hatte. Sie wurden in Tragbahren angebracht und husteten sehr stark. Einige standen sofort wieder auf und erzählten uns ihr Unglück mit den drei versenkten Panzerkreuzern. Am 25. September war ich transportfähig und wurde mit englischen und deutschen Seeleuten in einem Hospitalzug nach Chatham gebracht. Wir Deutsche kamen in das alte Fort Pitt. Wer in Fort Pitt gewesen ist, der kann bezeugen, daß das Essen sehr mangelhaft war, auch die ärztliche Behandlung viel zu wünschen übrig ließ. Während verbunden wurde, rauchte der Arzt seine Zigarette, und „Tommy" fegte die Bude aus. Es waren schreckliche Zustände. Wir erhielten oft Besuch von verwundeten Offizieren der „Mainz" und dem Kommandanten von „V 187", Kapitänleutnant Lechler.

Am 25. November wurde ich mit zwei Mann nach dem Bahnhof gefahren. Dort erfuhren wir vom Dolmetscher, daß wir nach dem Gefangenenlager Frith-Hill bei Aldershot gebracht werden sollten. Die Bahnfahrt ging über London, wo wir umsteigen mußten. Um unsere kleine Truppe hatte sich allerlei neugieriges Publikum gesammelt. Nachmittags kamen wir in das große Gefangenenlager von Frith-Hill. Hier waren Armee- und Marinesoldaten in Zelten untergebracht. Die Soldaten des Heeres waren meistens Mitte September 1914 in der Marneschlacht in Gefangenschaft geraten. Ich wurde sofort in das Hospitalzelt gebracht und frisch verbunden. Es war die höchste Zeit, denn meine Wunden verbreiteten einen starken üblen Geruch. Im Lager wurden die Kranken von drei deutschen gefangenen Militärärzten behandelt. Ich freue mich, endlich wieder einmal von deutschen Aerzten verbunden zu werden. Das Essen für das Hospital wurde von unseren Sanitätssoldaten gekocht, und ich war froh, Essen nach deutscher Art und Sitte zu genießen. Die Engländer kochen das Essen gewürzlos. Hier befand sich auch die Besatzung von „U 18". Es wurde im Monat Dezember in den Zelten, die ohne Fußboden waren, sehr ungemütlich. Tagelang regnete es Tag und Nacht, so daß das Wasser in den Zelten stand. Mir wurde von einem Feldwebel erzählt, daß es die ersten Gefangenen hier im Lager sehr schlecht hatten. In Erdlöchern haben sie kochen müssen. Holz wurde nicht geliefert. Das einzige Brennmaterial war Heidekraut. Als Fleisch erhielten sie Ochsenköpfe.

Die Gefangenen wurden im Dezember, als das Wasser teilweise 10 Ztm. hoch in den Zelten gestanden hatte, nach Portsmouth und Southend on Sea geführt und auf Dampfer gebracht. Auf dem Dampfer, der „Ivernia", fühlten wir uns in Southend sehr wohl, da sämmtliche Räume Tag und Nacht warm gehalten wurden. Feldwebel, Unteroffiziere und Verwundete wurden zweiter Klasse untergebracht. Die Verpflegung war anfangs knapp und geschmacklos. Später, als viele Beschwerden einliefen, wurden vom Schiffskommandanten die englischen Köche entfernt, und deutsche Gefangene kochten. Das Essen war nun reichlich und gut. Das liebe, traute Weihnachtsfest nahte, und wir warteten auf unsere Weihnachtspost, die am 5. Januar eintraf. Am 24. Dezember schickten uns die Deutschen aus London zwei Weihnachtsbäume sowie auch mehrere Kisten, die Zigarren und Pfefferkuchen enthielten, an Bord. Die beiden Weihnachtsbäumchen wurden uns von der englischen Bewachungsmannschaft gestohlen, die sie aber schließlich wieder herausgeben mußte. Am ersten Weihnachtstage flog mittags in beträchtlicher Höhe ein deutsches Flugzeug, gefolgt von einem englischen, über unser Schiff. Am 14. Januar herrschte große Unruhe bei dem englischen Schiffspersonal. Es wurde kund, daß deutsche Unterseeboote in der Themse gesichtet seien.

Im Laufe des April wurden wir wieder der nach Frith-Hill zurückgebracht. Jetzt hatten sich die Engländer gebessert. Jeder Soldat erhielt einen Strohsack und zwei Decken. Die Zelte waren mit hölzernen Fußböden versehen. Auf der Fahrt war unser Zug mit Steinen beworfen worden. Ein englischer Offizier wurde durch Glassplitter leicht verletzt. Nachmittags traf unser Transport in Frith-Hill ein. Ich kam sofort in das Hospitalzelt und erhielt ein Bett. Die Verpflegung im Lager war gut, sie stand unter Aufsicht unserer Feldwebel. In unserer Umgebung wurden große militärische Uebungen ausgeführt, zuweilen auch Nachtgefechte. Am 8. Mai fand wieder eine Nachtübung in unserer Nähe statt. Es fielen dabei scharfe Schüsse in unser Lager, und die englischen Soldaten schrien: „Lusitania". Am 9. Mai 1915 wollte nachts eine größere Anzahl betrunkener englischer Soldaten wegen der Versenkung der „Lusitania" unser Lager stürmen. Unser Lager-Kommandant verstärkte sofort die Wache und das Vorhaben wurde vereitelt. Einige Tage nach dem Untergange der „Lusitania" wurden die Deutschen Londons festgenommen und hier in Kamp 1 interniert. Kurz vor Pfingsten erhielt unser Lager Musikinstrumente. Da genügend Musiker vorhanden waren, war schnell eine Kapelle gegründet. Am ersten Pfingstfeiertag fand ein Turnfest statt. Am 14. Juni wurden die gefangenen U-Boot-Besatzungen, die so lange von den Engländern als Piraten behandelt worden waren, in verschiedene Lager verteilt. In unser Lager kam die „U 8"-Besatzung. Nach Aussage eines Deckoffiziers, den ich gesprochen habe, war diese Besatzung in Einzelhaft im Militärgefängnis Chatham untergebracht und hatte es sehr schlecht.

Eines Tages las ich in einer englischen Zeitung, daß in kürzester Zeit ein Austausch der Kriegsinvaliden zwischen Deutschland und England stattfinden werde. Am 23. Juni wurde mir bekannt gegeben, daß zwei Schwerverwundete und ich am 26. Juni nach London ins King-Georges-Hospital gebracht würden. Am 26. Juni verabschiedeten wir uns von den zurückbleibenden Kameraden, von denen viele uns unter Tränen zuriefen: „Grüßt unser geliebtes Vaterland!" Nachdem in London die Schwerverwundeten gesammelt waren, fuhren wir nach der Seestation Tylbury. Die Fahrt wurde uns nicht lang, denn es wurden patriotische Lieder gesungen. In Tylbury lag für uns der holländische Dampfer „Orange Nassau" bereit. Nach erfolgter Einschiffung wurden wir von holländischen Rote-Kreuz-Schwestern aufs beste verpflegt. Auf der Fahrt nach Vlissingen begrüßte uns ein deutsches Flugzeug, und abends trafen wir in Vlissingen ein, wo ein Hospitalzug auf uns wartete. Nach kurzem Aufenthalt ging die Fahrt nach Holland, über Antwerpen, Lüttich nach Aachen. Auf der Fahrt durch Holland wurden wir mit Liebesgaben bedacht. In Antwerpen trafen wir am 30. Juni, nachts 12 Uhr, ein. Auf dem schön geschmückten und beleuchteten Bahnhof war für uns die Tafel gedeckt. In Lüttich empfing uns der Herzog von Braunschweig nebst Gemahlin. Jeder Soldat wurde persönlich begrüßt und mit Blumen beschenkt. In Aachen war der Höhepunkt unseres Empfanges. Auf dem Bahnhof wurden wir mit Musik empfangen. Wir mußten aussteigen und erhielten vom Roten Kreuz ein herrliches Mittagessen. Der kommandierende General begrüßte uns im Namen der Kaiserin, die uns eine Glückwunschdepesche gesandt hatte. Den Damen vom Roten Kreuz war es nicht gestattet, uns über unsere Gefangenschaft zu befragen, damit wir nicht während der Mahlzeit gestört würden. Im Laufe des Nachmittags wurden wir in geschmückten Automobilen nach dem schön ausgeschmückten Lochnerschen Erholungsheim gebracht. Hier sind wir sehr gut gepflegt und gebettet worden. Am 9. Juli fuhr ich mit zwei Marineärzten zusammen nach Kiel und meldete mich im Kieler Lazarett. Am 18. Januar 1916 bin ich nach sehr guter Verpflegung und orthopädischer Behandlung als Kriegsinvalide entlassen und werde Euch in kürzester Zeit einen Besuch abstatten.

— 1860 führten Franzosen und Engländer im Norden Krieg gegen die chinesische Regierung und unterstützten sie zugleich im Süden gegen den Taiping-Aufstand.